



Nikolaus Harnoncourts Ensemble, der Concentus Musicus Wien, steht vor einer Phase der Neuorientierung

Der Concentus muss fesch bleiben!

Monika Merti

Kein Orchester ist vom Rücktritt Nikolaus Harnoncourts unmittelbar in seiner Existenz betroffen. Nur der Concentus Musicus Wien, in Repertoire und Spielweise ganz auf seinen Spiritus rector zugeschnitten, muss sich nun fragen lassen, ob er ohne den Meister überhaupt eine Zukunft habe. In Kommentaren konnte man lesen, es sei versäumt

worden, rechtzeitig einen Nachfolger aufzubauen, Spekulationen über mögliche Kandidaten aus der Originalklang-Szene, die das Ensemble in fliegendem Wechsel übernehmen könnten, kursieren in den Diskussionsforen im Internet. In solchen Überlegungen zeigen sich allerhand Missverständnisse, ausserdem zielen sie am Kern des Problems vorbei.

Der Concentus Musicus beruht auf Prinzipien, die sich auch in seiner jahrzehntelangen Erfolgsgeschichte nicht entscheidend verändert haben: Er wurde 1953 nicht gegründet, um möglichst viele Konzerte zu absolvieren und Tonträger zu produzieren. Harnoncourt betrachtete ihn vielmehr als eine Art Labor, in dem sich ein hand-

verlesenes Grüppchen von Musikern aus persönlichem Interesse mit praktischer Forschung beschäftigen wollte, in der Freizeit, wohlgermerkt, und mit dem Luxus, seine Arbeit fallweise einem grösseren Publikum präsentieren zu dürfen – nicht zu müssen. Die Mitwirkung war sozusagen Privatsache, und weil das Unternehmen nicht auf Erfolg, Ertrag und Ewigkeit ausgerichtet war, wurde vieles ausgeblendet, was aus Management-Sicht unerlässlich gewesen wäre: eine professionelle organisatorische Struktur zum Beispiel, und eben auch die Nachfolgefrage. Harnoncourt selbst sah das immer unsentimental: Er könne sich ein schlichtes Aus vorstellen, sagte er auf diesbezügliche Fragen, und die Entscheidung darüber liege bei den Musikern.

Jetzt ist also der Moment der Wahrheit gekommen. Nach heutigen Marketingkriterien, denen sich auch der Concentus nicht entziehen kann, scheint die Krise programmiert. Aber als flexible Truppe, mit Mitgliedern, die vielfach profilierte Solisten sind, ist das Ensemble zumindest künstlerisch gut gerüstet. Dass ein Geiger wie Erich Höbarth Alice Harnoncourt schon 1983 als Konzertmeister nachgefolgt ist, war eine durchaus von Weitblick getragene Entscheidung, die sich jetzt bewährt. Denn Höbarth hat inzwischen reichlich Erfahrung in der Ensembleleitung, nicht zuletzt bei der Camerata Bern, er ist ein versierter Kammermusiker mit eigenen Zugängen zum Repertoire. Mit seinen Kolleginnen Andrea Bischof und Anita Mitterer aus dem Quatuor mosaïques hat er schon bisher ein verlässliches Kraftfeld im Concentus gebildet. Höbarth und Bischof haben sich denn auch zusammen mit dem in vierter Generation zum Ensemble gestossenen Cembalisten Stefan Gottfried zum internen Leitungsteam formiert, das nun daran geht, die Weichen neu zu stellen.

Stefan Gottfried hat seinerseits bereits eine eindrucksvolle Visitenkarte abgegeben, als er Harnoncourt bei der «Fidelio»-Aufführung vertrat, die das Theater an der Wien Anfang Jänner zu seinem zehnjährigen Bestandsjubiläum als Stagione-Opernhaus angesetzt hatte. Es war das erste Projekt, das der Concentus gewissermassen aus sich selbst heraus realisierte, wenngleich noch unter «Aufsicht». Harnoncourt hatte das Konzept für diese zweite Fassung der «Leonore» von 1806 selbst bis ins Detail vorbereitet – ein Liebesdienst an Beethoven, für den er via Videobotschaft mit der gewohnten Leidenschaft eintrat, und wahrhaftig eine Herkulesarbeit, die eine faszinierende Begegnung

mit einer praktisch unbekanntem Werkgestalt ermöglichte.

Wie sehr uns Harnoncourt fehlen wird, wurde an diesem Abend spürbar. Der Concentus Musicus aber hat angesichts dieser hoch komplizierten Aufgabe sein Potenzial demonstriert und wurde mitsamt seinem frisch gebackenen Kapellmeister ausdauernd bejubelt. Angesichts dieses Erfolgs darf man wohl prophezeien, dass es für das Orchester im Theater an der Wien eine Opernzukunft geben wird.

«Dieser Dialekt ist das Erbe des Altösterreichers Nikolaus Harnoncourt, das Feuer, das weitergetragen werden sollte!»

Wie wird es also weitergehen? Es steht eine Reihe interner Entscheidungen an, nicht zuletzt eine geringfügige Namensänderung, die eine Zäsur markiert. Vielleicht lassen sich auch ein paar Anachronismen beseitigen. Eine ordentliche Website etwa wäre heutzutage gewiss kein Fehler.

Die laufende Saison wird, mit Ausnahme eines Musikvereins-Konzerts, inhaltlich wie geplant abgewickelt. Beim Beethoven-Zyklus in Graz hat das Orchester die Gelegenheit, mehrere deutlich jüngere Dirigenten kennen zu lernen. Das wird eine schmerzhaft Lernphase sein, die den Musikern mehr Klarheit über ihre künftige Identität und ihre künstlerischen Anliegen bringen wird.

Die Position von Harnoncourt kann niemand ausfüllen. Aber das Problem ist nicht, ob der Concentus Musicus ohne ihn eine Zukunft hat. Das Interesse der Veranstalter ist ja weiterhin vorhanden. Die denken allerdings in Zahlen. Und ohne Harnoncours Autorität in programmatischen Entscheidungen entsteht ein ganz anderes Problem: Wie der Concentus künftig sein Alleinstellungsmerkmal behauptet, statt in der Flut der so schrecklich austauschbar gewordenen Originalklangtruppen zu verschwinden.

«Fesch» lautet eine von Harnoncourt im Zusammenhang mit Musik der Wiener Klassik gern gebrauchte Spiel-

anweisung. Sie beschreibt einen gewissen regionalen Einschlag, der gerade bei Haydn, Mozart und Beethoven, aber auch beim bisher nur wenig erforschten Schubert bis hin zu Lanner und Strauss-Vater umwerfende Wirkung erzielt. Wer das nachhören möchte, dem sei die CD «Walzerrevolution» ans Herz gelegt.

In diesem spezifisch österreichischen Idiom, bei dem es nicht um Glanz und Brillanz geht, sondern um eine organische Verbindung zu volksmusikalischen Wurzeln, auch um den von Har-

nconcourt gern geforderten «Schmutz» und das «Schmalz», ist der Concentus unverwechselbar. Auch wenn im Ensemble längst nicht mehr nur Wienerinnen und Wiener sitzen wie in den Pionertagen: Es beherrscht diesen besonderen Dialekt, in seiner Herbheit und in seinem Charme. Und dieser Dialekt ist das Erbe des Altösterreichers Nikolaus Harnoncourt, das Feuer, das weitergetragen werden sollte! ■

Monika Mertl studierte Theaterwissenschaft, Germanistik und Romanistik. Sie lebt als freie Kulturpublizistin und Autorin in Wien. Mit Alice und Nikolaus Harnoncourt stand sie seit 1985 in einem kontinuierlichen «musikalischen Dialog», als dessen Ergebnis neben zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften, Programmhefte und CD-Booklets auch zwei Bücher entstanden sind. Die Doppelbiografie «Vom Denken des Herzens» erschien 2011 in der zweiten ergänzten Neuauflage und wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

Monika Mertl: Nikolaus Harnoncourt. Vom Denken des Herzens. St. Pölten – Salzburg: Residenz Verlag, 2011 ISBN 978-3-7017-3231-9

Monika Mertl, Milan Turkovic: Die seltsamsten Wiener der Welt. Nikolaus Harnoncourt und sein Concentus Musicus. Salzburg – Wien – Frankfurt/Main: Residenz Verlag, 2003. ISBN 3-7017-1267-0